

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 77 (1968)
Heft: 7

Artikel: Der Stierkampf
Autor: Tschanz, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Stierkampf

E. Tschanz

allen Teilen der griechischen Welt bekanntmachte. Phidias haben wir schon erwähnt. Myron, Alkamenes, Polyklet, Praxiteles waren weitere Künstler, die Skulpturen für Olympia schufen. Pindar war der Sänger der erfolgreichen Olympioniken. Herodot trug dort sein Geschichtswerk vor, das so begeisterte, dass er grössten Ruhm erfuhr; Thukydides war unter seinen Zuhörern. Kaiser und Könige, Politiker, Heerführer zeigten dort Glanz und Macht, holten sich Ruhm und vermehrten die Kostbarkeiten des Heiligtums.

Die Spiele selbst sanken allerdings nach und nach zu einer Angelegenheit von Berufsathleten ab, die sich einseitig auf die Wettkämpfe vorbereiteten und darüber die geistige Bildung vernachlässigten. Die Männer vornehmer Abkunft und hoher Gesinnung zogen sich deshalb von den Spielen zurück, da sie sich nicht mit Leuten niederer Herkunft und mangelhafter Bildung messen wollten. Sie beteiligten sich höchstens noch als Besitzer von Rennpferden, denn bei Wagenrennen erhielt der Besitzer den Siegeskranz, nicht der Lenker. Die sportlichen Veranstaltungen erhielten immer grösseres Eigenleben, der Götterglaube wurde immer mehr unterhöhlt, einesteils durch die Aufklärung, andernteils durch die Tendenz, Menschen — sehr menschliche Menschen — zu vergöttern. Schliesslich brach das Christentum in das griechisch-römische Pantheon ein. Kaiser Theodosius der Grosse erliess 394 ein Verbot betreffend alle heidnischen Kulte, und sein Enkel war noch eifriger in der Verfolgung heidnischer Bräuche. Mit der Abschaffung der Spiele wurde Olympia bedeutungslos. Die Bauten und Anlagen zerfielen; was nicht schon vorher von Griechen und Römern an Schätzen geraubt worden war, plünderten und verwüsteten die in der Völkerwanderungszeit eindringenden Heruler und Vandalen. Erdbeben und Flussüberschwemmungen taten ein übriges, so dass die Stätte, die einst ein kulturelles Zentrum und Brennpunkt abendländischer Geistesströmungen gewesen war, heute nur noch ein verlassenes Trümmerfeld ist.

E. T.

Kürzlich kam in einer Runde junger Leute die Rede auf den spanischen Stierkampf. Ein junger Mann gestand — ein wenig zögernd in Voraussicht der allgemeinen Empörung —, dass er an diesem Schauspiel Gefallen finde. Die Argumente gingen hin und her.

Auf der einen Seite wurden die Ursprünglichkeit der Gefühle, die unnachahmliche Stimmung in der Arena, die Schönheit der Bewegungen, der Mut der Toreros, der rituelle Charakter des Kampfes in die Waagschale geworfen, auf der andern Seite das Leiden des Tieres, die Ungleichheit der Chancen, die Primitivität eines solchen Rituals.

Ich kenne die Regeln des Stierkampfes nicht und habe noch nie einem beigewohnt, aber Bilder habe ich gesehen, Photos und Kunstblätter, und Beschreibungen gelesen. Viele Anhänger heben den rituellen Gehalt des Geschehens hervor. Der Sinn wäre wohl der, das Dämonische, das Böse zu besiegen. Die ungebärdige Kraft des wütenden Stiers wird durch Ueberlegung und Geschicklichkeit des Menschen gebrochen; dazu gehören auch Mut — und ein wenig Glück; denn es geht ja um Bruchteile von Sekunden und Millimeterpräzision.

Vor bald 2000 Jahren wurde ein anderes Ritual eingesetzt: das der Selbstaufopferung. Aber dieses gänzlich Neue braucht lange Zeit, den alten Adam zu überwinden. Instinkt und Triebe sind mächtige Kräfte, die nicht ungestraft unterdrückt werden. Neuere wissenschaftliche Untersuchungen sagen uns, dass auch der Aggressionstrieb an sich positiv zu werten ist, sofern er im Zaume gehalten wird. Gerade in dieser Beziehung kommt Spiel und Sport als Erziehungsmittel grosse Bedeutung zu. Es ist mir durchaus verständlich, dass der gefährliche, Mut und Gewandtheit voraussetzende Stierkampf die Toreros und Hunderttausende von Zuschauern zu faszinieren vermag, gerade auch in unserer heutigen, zivilisierten Welt, wo das persönliche Risiko so stark eingeschränkt ist. (Ueber die Rolle des Risikos im sozialen Verhalten siehe die Abhandlung von Dr. iur. Max Hess-Haeberli «Zur Psychologie des Risikos», veröffentlicht in Heft 4, 1968, des Organs des Schweiz. Verbandes dipl. Psychiatrieschwestern und -pfleger, Zürich). Das urtümliche Verlangen nach Bestätigung der eigenen Person im Bestehen von Gefahr, im Vollbringen einer Leistung, wo alle Sinne und Fasern des Körpers eingesetzt werden müssen, scheinen in diesem Kampfe höchste Befriedigung zu finden. Nur ... da ist auch noch der Partner, der Stier, der nicht gefragt wird, ob er das Spiel mitmachen wolle. Er will eigentlich gar nicht; man reizt ihn, um ihn recht «böse» zu machen, damit ein Grund

für seine Tötung gegeben und der Ruhm des Siegers um so grösser sei. Das Tier ist von vornherein zum Untergang verurteilt, aber nicht genug damit, es ist zu unschuldigem Leiden verurteilt, und da fragt man sich dann doch, ob der Preis nicht zu hoch ist, ob der Mensch seine Lust damit erkaufen dürfe, ein anderes Geschöpf zu quälen. Wer keine andere Möglichkeit findet, seine Aggressionstrieb ausleben, möge sie in die Stierkampf-Arena tragen, das ist immerhin noch besser, als sie auf seine Mitmenschen zu richten, wer jedoch sein Menschentum nach bestem Vermögen zu verwirklichen sucht, wird sich von diesem Schauplatz abwenden.

Viktor Meyer-Eckhardt schildert in seinen «Wanderfahrten» einen Stierkampf, der 1928 in Rom von einer spanischen Truppe vorgeführt wurde. (Der Verlag Lambert Schneider, Heidelberg, hat uns freundlicherweise den Abdruck dieses Abschnittes gestattet.)

«Hoch zu Ross erschien der Matador in der Arena, einen langen Speer in der Rechten, die Zügel leicht in der Linken haltend, das ernste Spiel begann. Aus dem anderen Tor brach der Stier heraus, glänzend schwarz ohne irgendeinen Flecken. Ohne Halt durchstob er den ganzen Raum und erschütterte die Brüstung mit der Kraft seiner Stirne, dass krachend die Splitter flogen. Lange umtänzelte der Reiter die bedrohliche Bestie, die keine Sekunde Ruhe gab und die Reiter kaum dazu kommen liess, ihre Tücher zu entfalten. Endlich wagte er es, hoch in den Bügeln sich hehend, dem Vorbeischiessenden den Speer in den Nacken zu setzen, steil aufgerichtet, blieb die Waffe stecken, und im gleichen Augenblicke schüttelte der Tapfere eine ganze Scharlachwolke von Konfetti über den Rasenden aus. In der nächsten Sekunde schon liess sich keiner der kämpfenden Dreie noch voneinander unterscheiden: Ross und Reiter am Boden und der Stier dazwischen mit Huf und Horn. Einer der Piccadoren fliegt vorbei mit vibrierendem Anruf: „Nabagero, Nabagero!“ und schwingt die Flitterlanzen. Und der Stier ist dumm genug, seine sichere Beute sich entgehen zu lassen. Er wendet sich dem neuen Angreifer zu, der ihm die beiden Spiesse hinter die verdüsterten Augen bohrt. Während er diesen verfolgt, erhebt sich gemächlich der Reiter aus dem Sand, hebt sein Barett auf und setzt leicht über die Planken. Jockeys, ein wenig ängstlich, schleichen herbei und klopfen dem Pferd die Backen — und siehe, es springt unverletzt empor und wird im geeigneten Moment nach draussen geführt.

Der Stier rast weiter. Er wälzt sich wie der Donnerkeil des Zeus, blutverspritzend, fauchend, tobend im Zickzack durch die Arena. Ausruhen gibt es für keinen mehr, der drinnen steht. Acht Spiesse umstarren zuletzt den Nacken, dazwischen federt der ragende Speer. Da naht sich ein Mann in grünem Trikot, über dem linken Arme trägt er ein feuerfarbenes Tuch und etwas darunter, mit der Rechten grüsst er und wirft sein Barett wie ein Todgeweihter über die Brüstung. Der Stier, als ob er den Henker ahne, bleibt inmitten des Platzes stehen, zum erstenmale. Aber schon hüpfet der Puntillero heran und zieht mit der Rechten den schmalen schimmernden Degen aus der Hülle. Er schwenkt das Tuch, er lässt die Waffe blitzen, der Stier legt langsam, langsam die Hörner nieder. Spähend betrachtet der Fechter den Nacken des Tiers und sucht die einzige rechte Stelle. Jetzt pflanzt er die Waffe ein — falsch gezielt! Senkrecht erhebt sie sich zwischen den Spiessen, meterhoch spritzt das Blut — aber der Feind ist nur wilder geworden, nicht geschwächt. Ein grausames Schauspiel: noch vier dieser Degen bohrt der Puntillero in den rotüberschwemmten Nacken — immer noch rast der Gewaltige in voller Kraft. Das Publikum, endlich! fühlt ein Erbarmen und pfeift auf den Fingern. „Basta! Basta! Il pugnale!“ (Genug, genug, nimm den Dolch!) Der Puntillero steht totenbleich und reckt hilflos die Arme empor. Da! ein Dolch fliegt über die Brüstung in die Arena. Der Fechter hascht ihn vom Boden und springt zur Seite, denn wie eine Last von Erz und Feuer rast der Stier wider ihn an. Welch ein Anblick! Dieses edle Riesenhaupt unter dem Schmerzensdiadem, von gestautem Blut das glänzende Fell wie von Korallen überrieselt! Jetzt wagt der Puntillero, was sein Tod sein kann: er wirft sich mit dem Dolch über die Hörner und setzt ihn bis zum Heft zwischen die richtigen Wirbel. Der Stier bricht zusammen und regt kein Glied mehr, er hat ausgelitten, der stolze Gesell.

Eine Fanfare ertönt: die grosse Kavalkade von vier prächtig aufgeschmückten Rossen rückt in die Arena. Ein breiter Haken wird dem Stier in den Nacken geschlagen, und in weitem Bogen schleift ihn der Prunkzug über den knirschenden blutigen Sand nach draussen.

Dann rückt das zweite Todesopfer heran: Sabaletto, schönster Jüngling deines Geschlechts, du Göttersohn — ich werde dich nicht vergessen! Im Ungestüm der Jugend, ahnungslosen Anspruchs, jagt er in das Rund. Er ist dunkelsilbergrau, wie aus Bronze getrieben, er hat einen Körper, um dessen Vollkommenheit die Menschen,

Tanz

Agnes Miegel

die ihn sterben sehen wollen, ihn beneiden müssten. Zwischen den Halbmondhörnern wuchert ringelnd das junge Gelock. Bravo, Sabaletto! Du hast dein Leben teuer verkauft!

Es gelang dem Matador überhaupt nicht, seinen Speer anzubringen, mit knapper Not entkam er über die Sperrwand, und sein Pferd lag mit weitaufgerissenem Bauch am Boden. Es hat seinen Tod kaum gemerkt, ich habe keine Regung an dem Körper gesehen. Schwere Arbeit hatten die Piccadores mit ihren Spiessen, nur einem gelang es, einen einzigen dem Jüngling in den Nacken zu setzen, und das war sein Verderben. Dreimal flog er über den Hörnern des Getroffenen hoch in die Luft, dann deckte er ohne Bewegung den Boden mit ausgebreiteten Gliedern. Sabaletto umschritt ihn mit düsterem Blick und rührte ihn nicht mehr an.

Der Puntillero tänzelt herbei mit Scharlachtuch und Florett. Sein Gesicht sieht grau und verfallen aus. Eine Minute umtollen sich Mensch und Stier in der Arena — bis Sabaletto einen ganz winzigen Augenblick stehen bleibt, als ob er sich besinnen wolle. Und diesen Moment erhascht der Henker: der lange Degen sitzt fast bis zum Griff im Nacken des Stiers. Was hätte ich drum gegeben, wenn dieser Stich richtig getroffen hätte — was hätte ich gegeben, diesem edlen Geschöpf der heiligen Natur sein herrlich wildes Dasein zu retten!

Es musste arg gewesen sein, der Stier zog ein wenig die Flanken nach. Ich überwand mich und brachte das Glas an die Augen. Nie werde ich vergessen, was ich da gesehen habe. Es war der vorwurfsvolle Blick der leidenden Kreatur, der aus diesem Schleier von Blut und Schweiss hervorbrach. Gar keine Wut, wie ich gedacht hatte. Und da geschah das Erschütternde — nahe bei mir begann ein Kind zu weinen und fragte seine Mutter: ‚Che cosa ha fatto, mamma?‘ (Mutter, was hat er denn Böses getan?)

Aber schon sass der zweite Stich, diesmal an der rechten Stelle. Sabaletto brüllte nicht, Sabaletto gab einen süssen, hochklingenden Wehlaut von sich und brach dann schwer zu Boden. Ich deckte die Hand über die Augen und hörte die Beifallsraserei des Publikums nur wie im Traum. Vor meinem inneren Blick standen die Helden der Ilias, ich gedachte, wie Simoeisios fiel, ‚jung und blühend‘, und ich sagte vor mich hin:

... Da schlug er zu Boden wie eine Eiche im Staube, die in dem feuchten Gesenke gedehnter Wälder gewachsen, rings noch glatt, und es sprossen ihr erst die obersten Zweige.»

*Der Schritt der letzten Gäste klang im Flur,
dann wurde dumpf die Haustür zugeschlagen,
und in die Sturmnacht fuhr der letzte Wagen.*

*Des Hauses junge Töchter blieben nur
allein im Saal, im traumhaft goldnen Glanze
herabgebrannter Kerzen, deren Duft
wie Weibrauchqualm durchzitterte die Luft,
so schwül und schwer noch von dem wilden Tanze.
Die Aelteste der schlanken Schwestern stand
an dem Klavier, und ihre Lippen sangen
die Walzerweisen, die ihr Herz durchklangen,
bis Ton auf Ton die schmale Rechte fand.*

*Die müden blonden Zwillingsschwestern kamen
langsam herbei und sangen leise mit
und wiegten lächelnd sich im Walzerschritt,
als ihre Lieblingsweise sie vernahmen.
Die Jüngste aber zog aus ihrem Strauss
langsam der roten Nelke Glut heraus
und steckte sie in ihre Gürtelspange,
und raffte schweigend, wie im tiefsten Traum
ihr weisses Kleid und schiens zu merken kaum,
dass sie schon tanzte nach der Schwestern Sange;
mit grossen Augen schwebte sie dahin,
langsam und feierlich, als ob sie lauschte,
wie schwer und starr die weisse Seide rauschte
bei jedem Schritt der blassen Tänzerin.*

*Sie gab nicht acht, dass allgemach verhallen
der Schwestern Stimmen, und sie sah es nicht,
wie leise qualmend ablosch Licht um Licht;
vor ihren Ohren Geigen hallten,
auf ihrem Scheitel lag der Schönheit Glanz
strahlend und heiss, bis rot wie Apfelblüten
die weichen, runden Mädchenwangen glühten.
Und immer schneller war der wilde Tanz
und immer wilder. — Ihre Arme hoben
in Seligkeit und Sehnsucht sich nach oben,
um ihre heisse Kinderstirne flog
das langgelöste Haar in blonden Strähnen,
in ihren Augen brannten heisse Tränen,
und tief ihr Haupt sich in den Nacken bog.*

*Laut knisternd losch die letzte Kerze aus,
die Schwestern riefen fern aus ihrem Zimmer —
hoch atmend aber stand das Kind noch immer
und horchte, wie der Nordsturm fuhr ums Haus.*